



Die Mutter: Gudrun Zippler (57) gab ihren Sohn zur Organspende frei. Foto: Andreas Döring

„Philipp ist nicht ganz weg“



Der Sohn: Philipp Zippler starb mit 16 Jahren nach einem Radunfall. Foto: privat

Die große Mehrheit der Deutschen befürwortet Organspenden. Aber nur die wenigsten haben tatsächlich einen Spendeausweis. Aufgrund der jüngsten Manipulationsaffären ist die Spendebereitschaft zusätzlich zurückgegangen. Auch Gudrun Zippler aus Leipzig stand vor dieser schweren Entscheidung, als bei ihrem 16-jährigen Sohn der Hirntod diagnostiziert wurde – und sie gab ihn frei, damit andere Menschen überleben können. Von **Andreas Debski**.

Es gibt Abende, an denen schickt Philipp seiner Mutter kleine Zeichen. Mal schiebt er eine Wolke vor den Mond, ein anderes Mal lässt der Junge einen Stern blinzeln. Gudrun Zippler wartet nicht auf diese Zeichen. Denn Warten heißt Hoffen. Dennoch öffnet sie allabendlich die Terrassentür, verharret in der Stille der aufziehenden Nacht, lässt die Augen vor dem Schlafengehen über den Himmel gleiten. Es ist ein Ritual geworden. Ein Ritual, das die Mutter ihrem Sohn nahe bringt. In das Dunkel flüstert Gudrun Zippler ein zartes „Gute Nacht“, so wie damals, als sie sich jeden Abend an der Tür des Kinderzimmers vom kleinen Philipp verabschiedete. Bis zum nächsten Morgen. Doch für Gudrun und Philipp Zippler gibt es seit mehr als zwölf Jahren keinen gemeinsamen nächsten Morgen: An einem Montag im Mai 2000 starb ihr Sohn nach einem Fahrradunfall, mit gerade einmal 16 Jahren. Seine Mutter entschied sich an jenem sonnigen Nachmittag für etwas, das den meisten Eltern außerhalb jeder Vorstellungskraft erscheint – sie gab ihn zur Organspende frei.

Seelischer Ausnahmezustand

Die Angehörigen sind in solchen Fällen jene, die auf der anderen Seite des Lichts agieren. Jene, die sich kaum an die Öffentlichkeit wagen – weil ihre Entscheidung nicht selten als abstrakt, unverständlich, und ja, auch als böse bewertet wird. Die moralische Barriere, nur die Hülle eines geliebten Menschen bestatten zu können, ist immens; bei kaum einem anderen Thema klappt eine so große Differenz zwischen emotionaler und rationaler Ebene. Immerhin befürwortet eine übergroße Mehrheit der Deutschen, etwa drei Viertel, die Organspende – sofern es sich nicht um den eigenen Körper handelt, dem Herz, Lunge oder Leber entnommen werden sollen. Nur jeder Zwanzigste trägt tatsächlich einen Spendeausweis in seinem Portemonnaie. Im Ernstfall wird damit eine Organentnahme kompliziert: Eltern, Ehegatten, Geschwister oder Kinder müssen entscheiden, ob der Sterbende

eventuell einer Spende zugestimmt hätte. Das bedeutet: In kürzester Zeit den Tod verkraften, um den Lieben trauern – und im gleichen Moment auch noch die weitreichende Entscheidung für oder gegen eine Organspende treffen. Schließlich fällt das Geben auch so schwer, weil es in dieser Frage eben kein richtig oder falsch gibt. Ein seelischer Ausnahmezustand.

Gudrun Zippler hat nach einer stundenlangen inneren Zwiesprache mit ihrem Sohn zugestimmt. Damals, im Mai 2000, als sie auf der Intensivstation des Leipziger Diakonissen-Krankenhaus die warme Hand ihres Ältesten umklammerte, als die Krankenschwestern mit Augenaufschlägen und die Ärzte durch aufeinander gepresste Lippen signalisierten, dass der Tod näher kommt, unvermeidbar sein wird. Als sie noch einmal in seine dunklen Augen schauen durfte, die keine Reaktion mehr zeigten. Es war noch nicht 48 Stunden her, dass Philipp in Böhlitz-Ehrenberg von einem Fußballspiel nach Hause radeln wollte, von einem Auto angefahren wurde, dessen Fahrer später zu Sozialstunden verurteilt wurde.

„Mein Sohn wollte anderen Menschen helfen, er wollte Arzt werden“, sagt Gudrun Zippler immer wieder, und spricht das Wort Arzt jeweils so aus, wie Philipp es stets getan hat. Mit einem langgezogenen O, das in einem A mündet. Wie sein Onkel aus der Niederlausitz – ein Arzt. „Durch die Organspende konnte Philipp zumindest einigen Menschen helfen. Das hätte er so gewollt.“ Die Mutter spricht sanft, doch sie muss längst nicht mehr nach Worten oder Erklärungen suchen. Sie erzählt von den Märchenstunden, wie die Familie ihre nicht enden wollenden Gesprächsabende nannte. Damals, als sie noch zu viert gewesen sind. „Wir haben uns auch über Organspenden unterhalten, über das Für und Wider. Philipp war immer dafür.“ Das Schicksal von

Hartwig Gauder, dem in den 1990er Jahren an einem Herzleiden erkrankten Olympiasieger und Weltmeister im 50-Kilometer-Gehen, habe ihren Sohn tief bewegt, erzählt Gudrun Zippler – Hartwig Gauder überlebte nur dank eines Spenderherzens, lief zwei Jahre nach der Transplantation den New-York-Marathon. Vielleicht gibt es tatsächlich so etwas wie eine Vorahnung.

In den meisten Fällen findet zu Lebzeiten eine Auseinandersetzung mit dem Tod allerdings nicht statt. „Unser Problem sind nicht diejenigen, die sich gegen

wenn die Zeit zu drängen scheint, der Hirntod bereits diagnostiziert wurde. Nicht zuletzt deshalb gibt es immer wieder Fälle, in denen Angehörige als wärmende Geste einer Organspende zustimmen, dies im Nachhinein aber bereuen. Vor allem, wenn es um die Freigabe bei Kindern geht. Hinzu kommt: Viele Mediziner sehen gar kein Dilemma in der Organspende, da die Lehrmeinung den Hirntod mit dem Tod gleichsetzt. Auch in diesen Momenten erscheint wieder die Diskrepanz zwischen emotionaler und rationaler Ebene.

Gudrun Zippler hat erfahren, dass Trauer vor allem eines bedeutet: Liebe. Die 57-Jährige hat sich kleine Rituale geschaffen, die den immer währenden Schmerz stillen und Trost spenden. Sie schreibt zärtliche Gedichte an Philipp, im Haus der Familie leuchtet stets eine Kerze, sie grüßt jeden Abend in den Sternenhimmel, geht neuerdings zu Fußballspielen von RB Leipzig und drückt dem Lieblingsverein ihres Sohnes, Borussia Dortmund, heftig die Daumen. Auf dem Friedhof – so nannte Philipp schon frühzeitig den Friedhof – führt sie Zwiegespräche mit ihrem Sohn, denkt an die Menschen, die durch ihn noch leben können. Der weißgraue Grabstein gleicht einem Buch, auf dessen rechten Blatt „Danke für ALLES“ in Philipps nachempfunder Handschrift geschrieben steht. „Ich glaube,



Der Friedhof: Stets erinnert auch eine Sonnenblume an Philipp Zippler. Foto: privat

mein Verhalten ist völlig normal, wenn man sein Kind verloren hat“, sagt Gudrun Zippler nach einer Pause, während der die Gedanken in ihr zu arbeiten scheinen. Nur eben eines nicht: Dass eine Mutter einmal im Jahr bei der Deutschen Stiftung Organspende nachfragt, wie die Organempfänger mit ihrem Sohn weiterleben, ob sie überhaupt noch leben. Eine Möglichkeit, die für Angehörige geschaffen wurde, aber anonym erfolgen muss. So weiß sie, dass Philipps Herz

noch schlägt, dass eine Niere weiterhin arbeitet und Giftstoffe aus einem lebendigen Körper befördert. Einem weiteren Patienten musste Philipps Leber zwar entfernt werden, doch der Mann lebt weiter, dank einer neuen gespendeten Leber. Dagegen haben jene Schwerstkranken, die Lunge und Bauchspeicheldrüse erhielten, das erste Jahr nach der Transplantation nicht überstanden. Als Mutter hat sich Gudrun Zippler eine neue Lebensalter-Arithmetik geschaffen: Sie rechnet jedes Lebensjahr der Organempfänger zu Philipps hinzu. „Auf diese Weise ist mein Sohn inzwischen fast so alt wie ich – knapp 56 Jahre.“ Ein Lächeln gleitet über ihre feucht glänzenden Augen.

Tröstende Freundschaften

Das wärmste Gefühl sei, sagt Gudrun Zippler, dass sich Philipp weitergegeben hat. „Das ist ein großer Trost für mich. Auf diese Weise ist er nicht ganz weg. Es fühlt sich eher so an, als wäre Philipp auf einer großen Reise.“ Inzwischen verbindet sie Freundschaften mit Menschen, die jahrelang auf den einen, auf den erlösenden Anruf aus einem Transplantationszentrum warteten oder immer noch auf den Dringlichkeitslisten stehen. Ein Händedruck, der länger als üblich ausfällt, oder innige Umarmungen bestätigen die Mutter bei Treffen jedes Mal aufs Neue in ihrer Entscheidung.

Und in jenen Momenten, in denen sie allabendlich auf der Terrasse nach einem kleinen Zeichen schaut, wünscht sich Gudrun Zippler: Es möge möglichst viele geben, die sich zu einer Spende entschließen. Gerade in diesen Tagen, nach den aufgedeckten Manipulationen bei Wartelisten, zuletzt am Uniklinikum Leipzig. „Ich denke oft an die Organempfänger, die sorgsam mit ihrem Spenderorgan umgehen, und an die, die auf einer langen Warteliste stehen und vielleicht bald gar keine Hoffnung mehr haben können. Leider wird es immer wieder Tage geben, an denen junge gesunde Menschen sterben, ganz plötzlich aus dem Leben gerissen werden.“ Tage, wie jenen im Mai des Jahres 2000.

HINTERGRUND

Häufige Fragen zur Organspende

■ Wie wird im Fall der Organspende der Todeseintritt definiert?

Zunächst muss der Hirntod des möglichen Spenders von zwei Ärzten festgestellt worden sein. Das heißt: Es kann keine Hirnaktivität mehr gemessen, Herz und Atmung können nur durch medizinische Geräte aufrecht erhalten werden. Aufgrund des intensivmedizinischen Fortschritts wurde diese Definition 1968 eingeführt. Es ist jedoch weiterhin umstritten, ob ein Mensch bei einem Hirntod wirklich als tot gelten soll – biologisch gilt er noch als lebendig, da ansonsten keine Organe entnommen werden könnten.

■ Wie kann man Spender werden?

Wer nach dem Tod seine Organe spenden möchte, muss dies nahe stehenden Menschen mitteilen oder, noch besser, seinen Wunsch schriftlich festhalten – etwa in Form eines Organspendeausweises. Eine ärztliche Untersuchung ist nicht notwendig. Ob die Organe am Ende für eine Transplantation geeignet sind, wird geprüft, nachdem der Tod festgestellt worden ist. Momentan schreiben alle Krankenkassen ihre Mitglieder an und fragen, ob diese dafür bereit wären. Die Anfragen, die alle zwei Jahre gestellt werden sollen, müssen nicht beantwortet werden.

■ Wo gibt es Spendeausweise?

Ein Organspendeausweis ist nichts anderes als die schriftliche Erklärung, nach dem Tod seine Organe zu spenden. Man kann diesen Wunsch entweder formlos auf einem Blatt Papier festhalten – oder man nutzt dafür ein spezielles Ausweisformular, das es kostenlos in vielen Arztpraxen und Apotheken gibt. Eine Registrierung von Daten findet nicht statt. Wer einen Organspendeausweis besitzt, sollte diesen im Portemonnaie aufbewahren.

■ Wird für Menschen mit Organspendeausweis im Notfall alles getan, um ihr Leben zu retten?

Ein Organspendeausweis hat nichts mit der intensivmedizinischen Versorgung eines Patienten zu tun, erklärt die Deutsche Stiftung Organtransplantation, die die Organspende bundesweit koordiniert und sich häufig mit dieser Frage konfrontiert sieht – Ziel aller medizinischen Maßnahmen ist es immer, das Leben des Patienten zu retten. Nur wenn die ärztliche Hilfe zu spät kommt, sollen Ärzte prüfen, ob eine Organspende in Frage kommt. *ski*

Ⓒ Ausführliche Informationen gibt es bei der Deutschen Stiftung Organtransplantation unter www.dso.de oder am kostenlosen Info-Telefon unter 0800 9040400 (wochentags 9 bis 18 Uhr, sonnabends 9 bis 13 Uhr). Außerdem informiert die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung: www.organspende-info.de

„Das Herz von Jenin“

Eine andere Geschichte über Organspenden erzählt der Film „Das Herz von Jenin“, der 2010 den Deutschen Filmpreis erhalten hat. Es ist die Geschichte des Palästinensers Ismail Khatib, der die Organe seines von israelischen Soldaten erschossenen zwölfjährigen Sohnes an israelische Kinder spendete. Der Film begleitet den Vater bei Besuchen in drei Familien, deren Kinder dank Ahmeds Organen gerettet wurden und spiegelt immer auch die Situation in der konfliktbelasteten Region wider. In Deutschland wären solche Treffen aufgrund der strikten Anonymisierung nicht möglich.



Ismail Khatib (r.) bei der Familie, deren Tochter durch eine gespendete Niere lebt. Foto: www.der-andere-film.ch

Das Ende einer Erbfeindschaft

Vor 50 Jahren unterzeichnen Kanzler Adenauer und Präsident de Gaulle den Élysée-Vertrag



22. Januar 1963: Bundeskanzler Konrad Adenauer (CDU, l.) und Frankreichs Präsident Charles de Gaulle unterzeichnen im Élysée-Palast den Deutsch-Französischen Vertrag. Foto: AFP

Berlin. Es war ein klirrend kalter Wintertag, als General Charles de Gaulle und Bundeskanzler Konrad Adenauer am frühen Abend des 22. Januar 1963 im Pariser Élysée-Palast, dem Amtssitz des französischen Präsidenten, den Vertrag über die deutsch-französische Zusammenarbeit unterzeichneten. In einer kurzen gemeinsamen Erklärung wurden die drei wichtigsten Ziele der Vereinbarung genannt: die Aussöhnung der in jahrhundertelanger Erbfeindschaft verbundenen Staaten, die Begründung einer echten Freundschaft, insbesondere der Jugend, und die Förderung des Aufbaus eines einigen Europas. Aus erbitterten Kriegsgegnern sollten Partner werden – 18 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges war das für viele eine Sensation.

In dem Abkommen verpflichteten sich die beiden Nachbarn zu Konsultationen in allen wichtigen Fragen der Außen-, Verteidigungs-, Bildungs-, Jugend- und Kulturpolitik. Regelmäßige Treffen zwischen den Regierungschefs und den zuständigen

Ressortministern sowie hoher Beamter beider Länder sollten die Umsetzung des Vertrages gewährleisten.

De Gaulle äußerte sich nach der Unterzeichnung sichtlich bewegt: Nicht nur wende sich „das Blatt einer langen und blutigen Geschichte der Kämpfe und Kriege, sondern zugleich öffnet sich das Tor zu einer neuen Zukunft für Deutschland, für Frankreich, für Europa und damit für die Welt“. Adenauer bekannte in der „New York Times“, die Unterzeichnung des Vertrages sei „seine wichtigste Tat in all den vierzehn Jahren seiner Kanzlerschaft“ gewesen.

Bald nach der Unterzeichnung kam es allerdings zu einer Verstimmung zwischen de Gaulle und Adenauer. Denn der Bundestag bestand darauf, dem Abkommen vor der Ratifizierung im Juni 1963 eine Präambel voranzustellen, in der die Deutschen ihre enge Bindung an die USA bekräftigten. Allein wegen der gefährdeten Lage West-Berlins gab es dazu keine Alternative, denn allein auf den Schutz Frankreichs wollte und

konnte man sich dann doch nicht verlassen. Frankreichs Präsident war frustriert und sprach in seiner blühreichen Ausdrucksweise von einer „missratenen Hochzeitsnacht“, nach der er sich weiterhin jungfräulich fühlte. „Verträge sind wie junge Mädchen und Rosen: Sie halten so lange, wie sie halten“, sagte er ein andermal in Bezug auf den deutsch-französischen Vertrag. Adenauer berief sich auf seine große Erfahrung als Rosenzüchter. Auch wenn diese Blume „hier und da Dornen“ habe, gehöre sie zu den widerstandsfähigsten Pflanzen überhaupt. Auch die Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland sei wie eine Rose, „die immer wieder Blüten bringt, die immer wieder Knospen treibt und die alle Winterhärten glänzend übersteht.“ Wenn sich am nächsten Dienstag mehr als 1200 deutsche und französische Abgeordnete im Berliner Reichstag treffen, wird man wohl sagen müssen, dass Adenauer mit seiner Einschätzung eher recht behalten hat als de Gaulle. *Joachim Riecker/Monika Pilath*

ZAHLEN UND FAKTEN

Deutsch-französisches Verhältnis

- Deutschland importierte 2011 aus Frankreich Güter im Wert von 66,4 Milliarden Euro (1. Halbjahr 2012: 32,9 Mrd.). Nach Frankreich gingen 2011 Waren für 101,6 Milliarden Euro (1. Halbjahr 2012: 53,6 Mrd.).
- Die 1955 gegründete deutsch-französische Handelskammer hat fast 900 Mitglieder.
- Deutsche Investitionen in Frankreich beliefen sich 2011 laut Banque de France auf 2,818 Milliarden Euro, französische Investitionen in Deutschland auf 705 Millionen.
- In Deutschland müssen bis zum Jahr 2022 alle Atomkraftwerke stillgelegt werden. Noch arbeiten neun AKW. In Frankreich gibt es 58 Reaktoren und einen im Bau.
- Es gibt mehr als 2200 deutsch-französische Partnerschaften von Städten und Regionen.
- Seit 1963 hat das Deutsch-Französische Jugendwerk rund acht Millionen jungen Deutschen und Franzosen die Teilnahme an etwa 300.000 Austauschprogrammen ermöglicht.
- Die 1989 gegründete Deutsch-Französische Brigade zählt 2800 deutsche und 2300 französische Soldaten.